Mein Leben. Mein Erbe: die Freiwirtschaft

AAVAA
VERLAG

Wera Wendnagel

Mein Leben. Mein Erbe: die Freiwirtschaft

Autobiografie

LESEPROBE

AAVAA
VERLAG

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag
Coverbild: Wera Wendnagel
Lektorat: Birgit Freudemann, http://www.schreibwerkstatt-bf.de

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2232-4
Großdruck: ISBN 978-3-8459-2233-1
eBook epub: ISBN 978-3-8459-2234-8
eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2235-5
Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin
www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

TEIL I

Einleitung

Denke ich heute darüber nach, wie alles begann, gehen meine Gedanken zurück in die letzten Friedensjahre vor dem Zweiten Weltkrieg, in eine Wohnung im vierten Stock eines Gründerzeithauses in Stettin. In meinen Erinnerungen blühen die Linden vor den Fenstern. Ihr Duft, das Summen der Bienen und die Sonne erfüllen die nach Südosten gelegenen Räume. Die einst mit goldenen Blumen verzierten Tapeten waren dunkel geworden. An allen Wänden hingen in schwarzen runden oder ovalen Rahmen viele alte Fotos. In jener Umgebung wirkten alle diese steifen Porträts vor dem düsteren Hintergrund gleichermaßen bedrohlich.

Hier hatte jahrelang eine einsame alte Frau nur ihren Erinnerungen gelebt. Jetzt aber war unerwartet die Tochter mit der Enkelin eingezogen, und plötzlich fand sie sich in der lebendigen Gegenwart des Jahres 1938 wieder. Sie konnte ihre Freude nicht verheimlichen und lebte regelrecht auf. Nicht für lange, denn bald darauf schloss die beängstigende Einsamkeit sie wieder ein. Zunächst aber ahnte sie davon nichts. Endlich wurde sie wieder gebraucht und konnte sich dem Kind widmen, das der trauernden Mutter eher zur Last fiel.

Damals war ich sieben Jahre alt und diese düstere Wohnung hätte mein kindliches Gemüt nur bedrückt, wäre da nicht der Blick aus dem Fenster gewesen über die Wipfel der Linden hinweg in die Ferne – an klaren Tagen bis zum Dammschen See –, hätte es nicht die vielen interessanten Dinge, die Gipsbüsten, Bronzefiguren, viele Bücher mit aufregenden

Bildern gegeben … und auch nicht die vielen Geschichten, die die Großmutter erzählen konnte. Am meisten aber hatte es mir ein großes farbiges Bild angetan, das zwischen den beiden Fenstern des ›Salons‹ hing. Es zeigte einen jungen Mann, der einem direkt in die Augen blickte. Darunter stand, auf einer geschwungenen Kommode, eine weiße zierliche Marmorbüste, offensichtlich denselben schönen Jüngling darstellend. Ich zog die widerstrebende Omi dorthin: »Und wer ist das?«

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht. »Das ist Ulli, mit seinem Tod fing alles an.«

Damals wagte ich nicht nachzufragen, denn den Tod hatte ich eben erst als schrecklich und unverständlich kennengelernt. Folglich schwieg ich erschrocken. Aber von dem Moment an ließ es mich nicht mehr los, das Verlangen, zu klären und zu verstehen, was in jener geheimnisvollen Wohnung in Stettin mit Ulli begonnen hatte.

Leider muss ich zugeben, dass ich ungeschickt langsam vorging, bis ich die Vergangenheit einigermaßen entschlüsselt und die wirklich wichtigen Zusammenhänge, auf die es mir ankam, endlich erkannt hatte. Danach allerdings begriff ich schnell, wie sehr jene Geschehnisse der Vergangenheit mein weiteres Schicksal bestimmen und mein Leben beeinflussen würden, – übrigens bis ins Alter, wie ich heute weiß.

Einstweilen hatte ich nur erfahren, dass hier früher eine ganz normale Familie gelebt hatte. Vater, Mutter und drei Kinder: Ulrich, Hans, Marianne. An den Wänden hingen die Bilder der Jungen und der Alten, der toten und der noch lebenden Verwandtschaft, ganz in der Mode des 19.Jahrhunderts. Nichts, so erfuhr ich, hatte die Großmutter verändert seit ihres Mannes Tod. Sie wollte dies einzigartige Museum erhalten bis zur Rückkehr ihrer zwei verbliebenen Kinder. Nun war sie 72 Jahre alt

und hatte während der vergangenen 15 Jahre quälender Einsamkeit immer die Hoffnung gehegt, ihre Kinder würden dankbar sein, ihr altes Zuhause unverändert wieder vorzufinden. Schließlich hatten sie hier, ihrer Meinung nach, eine unbeschwerte Kindheit und Jugend verbracht. Nach ihrer Heimkehr, von der sie überzeugt war, würden sie gemeinsam die schwierigen Zeiten überstehen. Zwar war der jüngere Sohn Hans erst einmal bis nach Argentinien geflohen, doch die Tochter war schon jetzt aus München zurückgekehrt, weil sie hier ihr Töchterchen, mich, bei der Großmutter in sichere Obhut bringen wollte. Dabei war dieses düstere Refugium eher ein Trauerhaus, bevölkert von nunmehr drei Generationen, einer verzweifelten jungen Frau, einer mit ihren Toten lebenden alten und einem Kind mit gesundem Spieltrieb und viel Fantasie.

Tatsächlich dauerte es fast drei Wochen, bis sie Marianne, meine Mutter, im Haus ihrer Mutter, meiner Großmutter, fanden. Dabei war diese Zeitspanne wahrscheinlich nur ein Kalkül der Nazischergen gewesen, die abwarteten, ob nicht doch irgendwelche Freunde aus dem Widerstand aufkreuzen würden, die trauernde Witwe zu trösten. Aber wie sie in der riesigen alten Wohnung auch alles drehten und wendeten, sie fanden nur alten Krempel. Sie ließen Großmutter und Enkelin völlig verstört im Chaos zurück.

Marianne wirkte seltsam gefasst. Wir hatten ihr dann lange vom Erkerfenster aus nachgeschaut. Ich erinnere mich, auf einem Stuhl gestanden zu haben. Sie ging zwischen zwei großen Männern in langen Regenmänteln, drehte sich um und winkte fröhlich. Eine tapfere Frau – im Nachhinein betrachtet! Sie habe diese Haltung beibehalten, erzählte sie später, bis sie sicher war, dass wir sie nicht mehr se-

hen konnten. Danach habe sie sich gehen lassen, sei nur noch ein völlig verstörtes Wesen gewesen, aus dem auch bei strengsten Verhören nichts als Tränen herauszubringen war. Das sollte ihr zum Vorteil gereichen.

Nach zwei Jahren wurde sie zur Bewährung entlassen. Wir drei trafen uns in der Stettiner Wohnung wieder und lebten noch vier Jahre gemeinsam zwischen Plüsch und Trödel aus wilhelminischer Zeit.

Großmutter und Enkelin waren damals, nach Mariannes Verhaftung, völlig auf sich gestellt. Die alte Frau musste den Umgang mit einem Kind erst wieder lernen. Aber bald waren sich die beiden Trost und Stütze. Zunächst mussten sie aufräumen. Diese fremden Männer hatten alles durchwühlt, besonders in dem Zimmer, in dem Marianne gewohnt hatte; dort lagen sogar aufgeschlagene Bücher auf dem Boden, dazwischen mutwillig verstreut

viele kleine rosa Dinger, die mich in den Bann zogen.

Ich begann damit zu spielen, aber die Großmutter riss sie mir unwirsch aus den Händen. Obwohl mich nie jemand speziell darüber aufgeklärt hatte, ahnte ich doch, was es mit diesen Hütchen auf sich hatte. Wahrscheinlich wusste ich besser Bescheid als die alte Frau, denn meine Mutter hatte mir stets jede Frage ausführlich beantwortet, auch die über Zeugung, Geburt und Verhütung. Im Gegensatz zu den Kindern meiner Umgebung war ich bestens aufgeklärt. Ich erinnere mich, dass ich mein Wissen jederzeit gern weitergab. Sehr diskret offensichtlich, denn nie gab es irgendwelche Beschwerden von Erwachsenen. Später, als Marianne über ihre Gefängniszeit sogar lachen konnte, erfuhr ich auch, wie sich die Männer von der Geheimpolizei amüsiert hatten angesichts der vielen gehorteten Pessare. Jede Art Verhütungsmittel war nämlich

verboten. Meine Mutter jedoch hatte eine Freundin in der Tschechoslowakei, die schmuggelte die Dinger und Marianne verteilte sie dann im Freundeskreis.

Jetzt aber ging es darum, Marianne Kleidung und Wäsche in die Untersuchungshaft zu schicken. Ich durfte Großmutter begleiten und beim Einkauf beraten. Gemeinsam packten wir liebevoll ein Paket. Damals trug ich lange Zöpfe – und eines meiner langen roten Haare, das meine Mutter in dem Paket fand, hat ihr vermutlich das Leben gerettet. Weil nach ein paar Tagen Isolationshaft fast jeder Gefangene eine Psychose bekommt, begann auch Marianne sich zu fragen, ob es vielleicht ihre Schuld gewesen sei, dass Rudi nicht durchgehalten hatte. Ob sie sich anders hätte verhalten sollen, bei den Vernehmungen nicht schon zu viel geredet oder gar verraten hatte und wie es weitergehen würde. Ob sie selbst Torturen widerstehen könnte? Immer wieder

hatten sie lange im Voraus ihr Verhalten durchgespielt und überlegt, wie man sich nach einer eventuellen Verhaftung am besten verhielte und sich immer wieder damit getröstet, dass als letzter Ausweg der Selbstmord bliebe. Jetzt war alles anders.

Eigentlich waren alle sehr freundlich zu ihr, selbst die Vernehmungsbeamten, als wollten sie beweisen, dass auch sie nur Menschen waren. Wenn sie nur wüsste, wie es den Genossen ging, und immer wieder die Frage: Wie nur war es lange vor jeglicher Verurteilung zu Rudis Selbstmord gekommen? Wahrscheinlich war sie die einzige der Gefangenen. So schaute sie sich um nach einer Gelegenheit und fand, an der Lampe über dem Tisch könnte man sich gut aufhängen. Ein Leichtes. Zur Probe stieg sie auf den Tisch und durchwühlte ihre Sachen nach etwas Brauchbarem für ihr Vorhaben. Da geriet ihr ein langes rotes Haar in die Finger und erinnerte sie jäh an

ihr Kind. Was sollte ohne sie aus der Kleinen werden? Plötzlich kam ihr Lebenswille zurück. Irgendwann, das hatten sie sich immer gesagt und dafür gearbeitet, würde dieser Spuk zu Ende sein. »Der Gedanke an dich hat mir schon einmal das Leben gerettet«, pflegte sie fröhlich zu wiederholen, immer wenn sie bei vielen weiteren Abschieden und in den Kriegswirren ihren ganzen Lebensmut brauchte.

Großmutter und Enkelin lebten isoliert in jenen Tagen nach der Verhaftung von Marianne, ohne dass es ihnen etwas ausgemacht hätte. Die Großmutter hatte schon vorher wenige Kontakte gehabt, und ich war froh, der Schule entronnen zu sein, die mir in schlechter Erinnerung war. Es gab viel zu entdecken in der großen Wohnung und viel für mich zu verarbeiten. Ich wusste ganz genau, was passiert war. Rudi, mein Vater, war tot. Schaute ich weinend zum Bild von Ulli auf, verschwam-

men die beiden Gesichter. Ulli wurde zu Rudi. Was war wirklich geschehen? Warum hatte er gegen den ›Führer‹ gekämpft?

Ich kannte und liebte unsere Freunde. Wenn sie zu uns kamen und in Rudis Zimmer beisammensaßen, wurde ich nie rausgeschickt. Oft saß ich auf dem Schoß von Willi Eichler und hörte zu. Verstand zwar nicht den Inhalt der Gespräche, fühlte aber die besondere Stimmung und Anspannung im Raum. Das hatte etwas von Abenteuer, Verschwörung und Gefahr an sich, und mir klang noch das Lied im Ohr, das sie beim letzten Treffen gesungen hatten: *Brüder, zur Sonne, zur Freiheit! Brüder das Sterben verlacht* … Sie hatten Tränen in den Augen, und ich war ebenfalls sehr ergriffen.

Auf den Straßen Münchens ging es weniger geheimnisvoll zu. Wenn da Kolonnen junger Männer in Uniform marschierten und kämpferische Lieder sangen, rannten wir Kinder

herbei und mir lief ein wohliger Schauer über den Rücken. Zusammen mit Willimann, meinem intimsten Spielkameraden, versuchte ich etwas Klarheit in meine unterschiedlichen Erlebnisse zu bekommen. Er verstand aber nicht, worin eigentlich mein Problem bestand. Vor unserem Umzug nach München hatte ich eine gleichaltrige Freundin gehabt, mit der ich mich nur im Verborgenen zum Spielen treffen durfte. Über heimliche Gartenwege trafen wir uns trotzdem täglich. Aber schon drohte die ansonsten sympathische Frau aus dem Bäckerladen im Erdgeschoss des Hauses, in dem wir wohnten, sie werde ein Foto für den »Stürmer« machen: »Das deutsche Mädchen und die Judengöre!«

»Ja, wir sind Juden«, klärte mich Helmi auf, und meine Mutter versuchte mir zu erklären, was das bedeutete. Es fiel mir nicht leicht, es zu verstehen.

Nachts verfolgten mich nun Träume, in denen ich Helmi und meine Eltern vor bösen Menschen in Teufelsgestalt rettete. Tagsüber erlebte ich intensiv das katholische München. München und seine Kirchen waren ja voller Bilder. Darunter erschreckende Bilder: Heilige, etwa der heilige Sebastian, deren Martyrium anschaulich dargestellt wurde. Ich erinnere mich an die naturalistische Darstellung seines blassen, halbnackten, von Pfeilen durchbohrten Körpers. Oder ein Bild vom Fegefeuer, in dem sich die armen Seelen verzweifelt wanden.

Dagegen gab es viele Bilder, die vergleichsweise beruhigend wirkten: Bilder vom ›Führer‹, der angeblich alle Kinder liebte. Im Kindergarten beteten wir für ihn und sollten das auch zu Hause tun. Als Kind atheistischer Eltern setzte ich mich, nachdem die Mutter das Zimmer verlassen hatte, nochmals im Bett auf und betete: »Lieber Gott, schütze unseren

Führer, der für uns die Arbeit schafft.« *Arbeit!* Das hat mich beeindruckt an diesem ›Führer‹. Als ich dann in die Schule kam und nach der Wortlesemethode lesen lernen sollte – was stand da auf der allerersten Seite unter dem Bild eines Mannes, dem ein kleines blondes Mädchen Blumen reichte? *Heil Hitler!* Und weil mir einfach nicht klar wurde, nach welchem Gesichtspunkt sich diese vielen schwarzen Zeichen zu Wörtern formen lassen sollten, war das Einzige, was ich stockend vortrug, wenn ich lesen sollte: »Heil Hitler!« War das nicht rührend – ein Kind, das so den Hitler liebte? Lange blieb unbemerkt, dass ich nicht lesen lernte wie alle anderen. Nur ich wusste es, aber ich behielt es für mich. In Teil II, Kap. ›Die Kinder vom Schloss – Gerswalde‹ wird hierauf nochmals näher eingegangen.

Auf den Straßen grüßte man sich mit *Heil Hitler!* Meine Eltern, Rudi und Marianne, sagten nichts dazu, ich aber bemerkte ihr ironi-

sches Lächeln und begriff, sie waren nicht begeistert. Nur Willimann konnte mir diesen scheinbaren Widerspruch erklären. Von seinem Vater wusste er, dass wir, von bösen Kräften bedroht, auf den Führer und seine Gefolgschaft vertrauen konnten. Da gab es also eine Bedrohung! Ich versuchte mir einen Reim darauf zu machen.

Nun spielte ich schon vier Wochen lang allein in der großen Stettiner Wohnung. Das befreiende Spiel mit anderen Kindern begann mir zu fehlen, besonders Willimanns Zuspruch und seine tröstlichen Erklärungen. Noch bevor ich aber der Schwermut verfiel, kamen eines Tages zwei Männer zu uns. Sie wurden von der Großmutter freundlich begrüßt, erinnerten mich aber an jene Männer, die Marianne abgeholt hatten, so groß, so ernst, ähnlich gekleidet. Einer stellte sich vor. Er sei mein Onkel Paul Höll, der Bruder meines Vaters. Ach ja, von dem hatte ich schon

gehört. Bis vor Kurzem kam gelegentlich ein Päckchen von ihm, von weit her aus einem unbekannten Land. Für mich war das der Onkel Paul aus der Apfelsine, weil ich mir unter Abessinien nichts vorstellen konnte. Er war einige Zeit Hauslehrer bei Kaiser Haile Selassie gewesen und nun also zurückgekehrt.

Die beiden Männer wollten mich mitnehmen und zu vielen Kindern bringen, damit ich auch wieder in die Schule gehen könne, schließlich sei ich ja ein Schulkind. Es läge aber ganz bei mir, ob ich mitkommen wolle oder nicht, und sie gaben mir Bedenkzeit. Heftige Bauchschmerzen zwangen mich aufs Sofa. Omi machte mir eine Wärmflasche. Und schon standen die beiden Männer mitfühlend wieder vor mir. Sie erzählten von einer ganzen Reihe von Kindern, die sich schon auf mich freuen würden, und dass alles schon vorbereitet sei. Von einem Hund und einem Pferd sprachen sie und von einem großen

Garten. Plötzlich wirkten ihre Gesichter auf mich ganz lieb. Da stimmte ich zu und habe es nie bereut. Zunächst aber fühlte ich mich sehr beklommen auf der nun folgenden langen Autofahrt, vorüber an Wiesen und Feldern. Scheinbar von der ganzen Welt verlassen saß ich allein auf dem Rücksitz des Wagens, während die beiden Freunde vorn sich gut gelaunt unterhielten. Mich hatten sie wohl vergessen, jedenfalls so lange, bis sie mich ablieferten.

Sie überließen mich einer Gruppe von Kindern und einer jungen Frau. Die Kinder standen staunend um mich herum und starrten mich an. Ich entsprach wohl nicht ihren Erwartungen, war nur ein kleines rothaariges Mädchen mit großen Sommersprossen im Gesicht, das mit verschlossener Miene dastand und sich ganz offensichtlich gar nicht freute. Eine Überraschung hatte man ihnen versprochen. Jetzt war es wohl eher eine Enttäuschung. Aber das gemeinsame Abendessen

löste die Anspannung. Die Kinder plauderten unbefangen miteinander, und auch von mir wich langsam die Erstarrung. Erst beim Zubettgehen überkam mich erneut das Gefühl von Einsamkeit und großer Verzweiflung. Zum ersten Mal konnte ich aus vollem Herzen die Tränen fließen lassen. Eine liebe kindliche Stimme fragte, was mir fehle – Veronika, so alt wie ich und bald meine Freundin. Ihre Mutter, die ich für zwei Jahre als meine Ersatzmutter annahm, erklärte ihr ausführlich, was ich wahrscheinlich gerade empfand. Ich fühlte mich fast verstanden und ein wenig getröstet.

Wo alles begann – Stettin

Mit Ullis Tod begann alles, hatte die Großmutter gesagt. Aber eigentlich hatte es schon viel früher begonnen. Nämlich als Ende der neunziger Jahre des 19.Jahrhunderts in Stettin ein Häuserblock im typischen Stil der Gründerzeit fertiggestellt und die herrschaftlichen Wohnungen im Vorderhaus vermietet wurden. Da zog ein junges Paar mit zwei Söhnen in die Wohnung im vierten Stock ein, eine teure Wohnung für einen jungen Gymnasiallehrer. Trotzdem konnte es für Bruno Timm ab jetzt nur noch besser werden. Nach Jahren der schlecht bezahlten Hilfslehrertätigkeit hatte er nun endlich eine feste Anstellung bekommen. Es gab damals auch nicht viele Altphilologen wie ihn. Es hieß, er habe noch fließend Latein sprechen können. Seine Frau Gertrud durfte nach ihrer Verheiratung nicht län-

ger als Lehrerin an einer Schule arbeiten und widmete sich ihren Söhnen Ulrich und Hans. In dieser Wohnung wurde im Jahr 1899 meine Mutter geboren. Über vierzig Jahre lang lebte meine Großmutter Gertrud Timm, geborene Petersen, darin, bis sie 1944 in dem durch eine Fliegerbombe getroffenen Haus ums Leben kam.

Stettin wurde von den Russen erobert und ist seitdem eine polnische Stadt, war aber vordem eine sehr deutsche, eine preußische Stadt. Sie hatte meinen dort geborenen Großvater maßgeblich geprägt. Meine Mutter und ihr Bruder Hans jedoch hatten sich von jenem alten preußischen Geist ihrer Kindheit und Jugend aufgrund der Aufbruchstimmung nach dem Ersten Weltkrieg sehr bald emanzipiert. Auch bei ihren Eltern fand ein langsames Umdenken statt. Der Vater gab sich die Schuld, dass sein Sohn Ulli schon in den ersten Monaten des Ersten Weltkrieges gefallen

war. Zweifellos waren seine Schuldgefühle berechtigt.

Bruno Timm stammte aus sehr armen Verhältnissen. Sein Vater, ein Quartalsäufer, verprügelte gelegentlich Frau und Kinder und konnte seine Familie kaum ernähren. Die Mutter kam aus einer verarmten Adelsfamilie. Als Kind bezog sie Jahr für Jahr eine Tracht Prügel, wenn sie im Herbst wieder in der Schule erschien, denn den Sommer über hatte sie den Unterricht nicht besuchen können, weil sie von ihren Eltern zum Gänsehüten abkommandiert worden war. Bruno schilderte sie als hart und herzlos. Sie soll es möglichst vermieden haben, ihren Sohn zu berühren und sich darüber amüsiert haben, wenn Mann und Kindern das Essen nicht schmeckte.

Wie dagegen musste dem armen Studenten, der sich mühsam sein Studium mit Nachhilfestunden finanzierte, das mütterliche Wesen der jungen Gertrud Petersen gefallen haben,

die er bei einem Aufenthalt in Stettin kennenlernte – sie war auf der Durchreise von Frankfurt an der Oder nach Anklam in Hinterpommern, wo sie eine Ausbildung zur Lehrerin absolvierte. Das war schon etwas Besonderes zur damaligen Zeit. Sie verlobten sich und schrieben viele innige, zärtlich keusche Liebesbriefe, und nur sehr selten sahen sie sich auch mal kurz. Nach zehn Jahren wurde geheiratet. In der Kommode unter Ullis Bild bewahrte die Frau ein verschnürtes Päckchen mit den Briefen auf.

Nach einem Jahr bekamen sie ihren ersten Sohn und bald darauf einen zweiten. Gertrud war eine zierliche Frau, und deshalb war der Herr Sanitätsrat entsetzt, als sich sechs Jahre darauf ein drittes Kind ankündigte. Er unterstützte und versorgte sie bestens bei der schweren Geburt, und sie brachte dem alten Herrn sehr viel Vertrauen entgegen, obwohl

sie von seiner Morphiumsucht wusste. Zeitlebens pflegte sie die Überzeugung, dass er ihr das Leben gerettet hatte. So wurde Marianne geboren. Ein weiteres Kind durfte nun nicht mehr kommen und damit endete die eheliche Pflicht der Gertrud Timm. Sie sei sehr froh darüber und mit ihrem Mann einig gewesen. Dies offenbarte sie später ihrer Tochter bei dem Versuch, dieser ihre Moralvorstellungen näherzubringen.

Ihre beiden Kinder Hans und Marianne aber sollten schon frühzeitig ganz andere Wege einschlagen, nicht nur, was die Sexualmoral betraf. Vorsichtig versuchten sie sogar, ihre Eltern auf diesem Weg mitzunehmen. Besonders Hans, der nach dem Tod seines Bruders wieder bei seinen Eltern lebte, diskutierte viel mit seinem Vater. Sie verstanden sich und wurden so etwas wie Freunde, wären da nicht die ersten Anzeichen einer schweren Depres-

sion gewesen, die den Vater bald zwangen, frühzeitig in Pension zu gehen.

Ulli war da bereits gefallen. Als fescher junger Student hatte er sich, genau wie Hans, 1914 freiwillig zum Dienst für das Vaterland gemeldet. Im Gegensatz zu Hans, der lediglich für die Etappe als tauglich erklärt worden war – welche Schande! –, wurde Ulli sogleich für den Fronteinsatz registriert. Damit endeten Kindheit und Jugend der drei Geschwister. Dass diese Zeit eine glückliche, unbeschwerte gewesen war, verdankten sie unter anderem auch den jungen Mädchen vom Lande, die in der Stettiner Wohnung jeweils für kurze Zeit als Dienstmädchen gearbeitet hatten. Sie hießen Berta, Minna oder Selma, kamen jeweils direkt von der Volksschule in die Stadt und litten immerzu unter Heimweh.

Familie Timm im Jahr 1911 an der Ostsee

Gleich neben der Eingangstür zur Wohnung mit dem ovalen Namensschild *Professor Timm* befand sich nämlich eine winzige Mädchenkammer mit schmalem Fenster – ein Bett, ein Schrank, mehr nicht. Da war jedes Dienstmädchen dankbar für den freundlichen Familienanschluss und die Kinder, die es gleich als ihresgleichen aufnahmen. Zunächst bestaunten sie sich gegenseitig, lernten dann aber jedes Mal viel voneinander. Solange die Kinder noch klein waren, wurde das jeweilige Mädchen ihr Kumpel, der sie nicht nur liebevoll betreute, sondern auch verstand und be-

schützte, selbst vor den strengen Eltern. Später, als die Geschwister und die Mädchen ungefähr gleich alt waren, meisterten sie ihre pubertäre Entwicklung gemeinsam. Die Familie Timm war zwar im Lauf der Zeit eine gutbürgerliche, sehr angepasste Spießerfamilie geworden, aber Standesdünkel kannte sie deshalb nicht. Sie ließ ihren Kindern und den Dienstmädchen große Freiheit. Die Mädchen vom Lande wurden ganz ins Familienleben integriert. Jedes Jahr wurden sie wie selbstverständlich in die Sommerferien nach Misdroy an der Ostsee mitgenommen.

Nur 1913 und 1914 genehmigte sich das Ehepaar Timm eine Ausnahme und reiste, erstmals in ihrem Leben, in den Ferien woandershin. Marianne nahmen sie mit, erst ins Riesengebirge und ein Jahr später in die schweizerischen Berge. Ein unverzeihlicher Luxus, wie Freunde und Bekannte meinten, denn was

verstand eine Vierzehnjährige schon von fremden Ländern!

Der Lehrervater, ein echter Pauker, gewährte selbst beim Mittagessen den heranwachsenden Söhnen kein Ausruhen. Bei Tisch wurden Lateinvokabeln abgefragt, aber eine sexuelle Aufklärung gab es natürlich nie. Schließlich waren die Eltern auch unaufgeklärt in die Ehe gegangen. Aber was Sache ist, hatte den Kindern schon bald ein kleines Fischermädchen während der Ferien in Misdroy erklärt: »Er steckt seins in ihrs.«

»Warum?«

»Sie sagen, es macht sie Spaß.«

Den Dienstmädchen vom Land war im Allgemeinen nichts verborgen geblieben, schon früh hatten sie sich ihren Reim darauf gemacht. So klar und einfach aber waren auch sie nie aufgeklärt worden.

Die Timm-Kinder waren zunächst überzeugt, da müsse es noch eine andere Möglichkeit der

Fortpflanzung geben, denn ihre Eltern hätten so etwas gewiss nie gemacht. In einem dicken Buch von Anna Fischer-Dückelmann: »Die Frau als Hausärztin«, das die Mutter und gnädige Frau im Wäscheschrank aufbewahrte, fanden die Jugendlichen dann Erklärungen zu allen offenen Fragen. Wenn einmal in der Woche die Alten ihren Gesellschaftsabend hatten, beugte sich die Jugend über das Buch mit den aufregenden Bildern. Die Aufklärung muss sehr ausführlich und praktisch gewesen sein, denn Hans war lange noch stolz, Berta – oder war es etwa Selma? – nicht geschwängert zu haben. In einem anderen Schrank fanden die Kinder übrigens einmal das Jagdgewehr des Vaters, eines Jägers und guten Schützen. Im Flur stand noch bis zur Bombardierung die einst von ihm geschossene ausgestopfte Eule. Auch die Enkelin streichelte noch das weiche Gefieder des toten Vogels. Jetzt spielten also die Kinder mit der Flinte. Sie war geladen.

»Ulli hat Berta erschossen!« Mit diesem Schreckensruf empfing die kleine Tochter die heimkehrenden Eltern. Das Dienstmädchen hatte eine stark blutende Wunde am Oberarm. Der Vorfall hätte beinahe den unbeschwerten Umgang der Kinder mit den Mädchen beendet.

Gertrud Timm in ihrer liebevollen mütterlichen Art hatte die Mädchen, ohne dass es groß bemerkt worden wäre, jedes Mal unter ihre Fittiche genommen. Das Stadtleben steckte für diese neugierigen jungen Dinger schließlich voller Gefahren. Sie lernten nicht nur Haushaltsführung und anderes Wissenswertes, sondern erlebten auch viel Interessantes und kehrten mit erweitertem Horizont zu ihren Eltern zurück aufs Land. Meistens heirateten sie bald darauf, denn sie waren eine gute Partie. Ihre Eltern blieben den Timms in den meisten Fällen in Dankbarkeit verbunden. Berta wurde nicht nur wieder ganz gesund

gepflegt, sondern man einigte sich letztendlich auch mit ihren Eltern gütlich auf ein Schmerzensgeld.

Hans und Marianne aber lernten von dem Umgang mit Menschen aus anderen Schichten. Schon immer spielten sie nicht nur mit den Kindern im Vorderhaus, sondern ohne Scheu auch mit den sogenannten Proletarierkindern aus dem Hinterhaus. Das hinterließ bei ihnen den Eindruck, deren Lebensumfeld sei freier, aufregender und interessanter als ihr eigenes. Natürlich ein kindlicher, ein subjektiver Eindruck. Jedenfalls hinderte sie dieser Kontakt daran, Dünkel zu entwickeln, wie sie ihn später bei Austauschschülern kennenlernten, die von der Familie Timm für eine Weile in Pension genommen wurden.

»Kann ich haben eine warme Bad?«, forderte der Engländer, und das Mädchen musste ihm jeden Abend den Kohlenofen für die Wanne anheizen. Das deutsche Essen, besonders das

Brot, schmeckte ihm nicht. »Wenn ich das esse, ich muss sterben.« Die Frauen des Hauses sollten ihm gefälligst etwas Besonderes besorgen und zubereiten. Nach ihm forderte ein russischer Schüler Ulli und Hans dauernd zum Kampf. Er war sehr kräftig und durchtrainiert. Sie weigerten sich und er schmähte sie bei jeder Gelegenheit als Schwächlinge.

Die Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Wilhelm II., deutscher Kaiser von Gottes Gnaden, rüstete die Marine auf. In Stettin trugen Mädchen wie Jungen nur Matrosenkleidung. Marianne ging auf ein Lyzeum für Mädchen, als Tochter eines Gymnasialprofessors gerade noch geduldet, denn wirklich anerkannt wurden nur Töchter aus Offiziersfamilien. Im Gegensatz zu ihren Brüdern quälte der Vater sie nie mit strengem Abfragen des Lernstoffs. Erst als sie weinend nach Hause kam, weil sie beinahe durch die Abschlussprüfung gefallen wäre und er nur lachte, fiel ihr sein Desinte-

resse an ihrem Lernerfolg auf. Sie war ja nur ein Mädchen. Die Jungen aber sollten unbedingt studieren. Seine größte Angst war, dass es bei ihnen nur für eine Kaufmannslehre reichen könnte. Kaufleute nannte er abfällig Heringsbändiger und einen Schüler, dessen Vater Kaufmann war, soll er doch tatsächlich gefragt haben: »Betrügt er auch?«

Seine Schüler fürchteten ihn. Hans und Ulli mussten es oftmals büßen. »Timm, dein Vater ist schlimm!«, riefen die Buben, wenn sie einen der beiden Brüder sahen – und der musste dann rennen, um keine Prügel zu beziehen.

Dabei hatte doch Stettin, der stolze Handelshafen an der Ostsee, dank seiner erfolgreichen Kaufleute Bedeutung erlangt, nicht durch seine Marine oder gar seine Pauker. Nicht einmal über eine Universität verfügte die Stadt. Die nächstgelegene befand sich in Greifswald. Dort hatte Bruno Timm studiert und dort studierten nun auch Ulli und Hans, der ganze

Stolz ihres Vaters. Der war national und kaisertreu wie damals alle besseren Herren. »Unser Kaiser traut sich ja nicht einmal, einen Krieg zu machen!«, so seine Worte einige Jahre vor Kriegsbeginn. Als dann sein Ältester eingezogen wurde und gern zur Kavallerie gegangen wäre, weil er Pferde besonders liebte, verwehrte ihm der gestrenge Vater diesen Wunsch. »Ich kann dir doch nicht jedes Mal zu den Siegesfeiern ein Pferd bezahlen«, so sein Argument. Folglich kam Ulli zur Infanterie, jenem Truppenteil, der beim Stellungskrieg gegen Frankreich die größten Verluste hinnehmen musste.

Zu ihrem Erstgeborenen hatte Gertrud ein besonders inniges Verhältnis. Er war ihr ähnlicher als Hans und ließ sich weniger gefallen, vielleicht weil er stets um die heimliche, teils offene Unterstützung seiner Mutter wusste. Bei Tisch zum Beispiel ließ er sich durch Belehrungen und Ermahnungen bis zu einem

gewissen Punkt ›erziehen‹, bis ihm plötzlich das andauernde Herummäkeln zu viel wurde. Dann klatschte er seinen Pudding an die Wand, der Vater schlug zu und die Mutter ging dazwischen. Ulli war es auch gewesen, der auf die Idee kam, beim Spiel mit den Nachbarskindern jenen Zinnsoldaten, die als gefallen galten, mit einer Zange den Kopf abzuzwicken. Tot ist schließlich das Ende, realistischer ging es nicht. Das gab aber Ärger mit den Eltern, denn Zinnsoldaten sind wertvoll. Diese und andere Heldentaten ihres Lieblings erzählte mir meine Omi besonders gern. Bis zum Ende von Ullis Schulzeit lieferten sich Vater und Sohn einen Machtkampf, der erst endete, als der Sohn in die Fußstapfen des Vaters trat und in Greifswald ein Philologiestudium begann.

»Wie schön, dass wir uns gekriegt haben!« Dieser Ausspruch des kleinen Buben blieb seiner Mutter für immer im Gedächtnis. Mit

sechzehn Jahren bekam er Typhus. Die Ärzte gaben ihn bald auf, nicht so seine Mutter. Sie kämpfte um ihn wie eine Löwin. Tag und Nacht saß sie an seinem Bett und kühlte unentwegt sein Fieber. Was niemand mehr für möglich gehalten hätte, gelang ihr: Am Ende war er fieberfrei. Sie brach erst einmal zusammen, raffte sich aber bald wieder auf, denn nun folgte der nächste Schock. Offenbar hatte sich durch das heftige Fieber sein Verstand verwirrt, für die jüngeren Geschwister und Berta ein lustiges Ereignis. Was hatte er jetzt wieder von sich gegeben? Was hatte er nun wieder angestellt? Sie erzählten es sich gegenseitig. Die Mutter aber verlor nie die Geduld. Langsam und bedächtig führte sie den Sohn in die Realität des Lebens zurück, bis er völlig genesen war.

Drei Jahre durfte er noch leben, bis er durch einen Bauchschuss auf einem Schlachtfeld im Westen elend umkam. Gleich zu Kriegsbeginn

war er an die Front geschickt worden. Seine Mutter ahnte, dass Ulli kein Glückspilz sein würde, und wurde schlaflos und krank vor Angst. Weihnachten 1914 spürte sie seinen Tod. Und als zum Fest keine Post von ihm kam, hatte sie Gewissheit. Familie und Freunde wollten sie trösten, aber sie blieb dabei: »Er ist tot.« Es dauerte vierzehn Tage, bis sie die Todesnachricht erhielten: *Für Volk und Vaterland gefallen*. Als eine Freundin, selbst kinderlos, sie mit den Worten »Ich wäre stolz, wenn mein Sohn im Krieg gefallen wäre« trösten wollte, wuchs Ullis Mutter noch einmal über sich hinaus und warf die Frau aus der Wohnung.

Jedes Familienmitglied verarbeitete die Trauer anders, doch nichts war mehr wie vorher. Drei Jahre darauf ging der Krieg mit schrecklichen Folgen für die Bevölkerung zu Ende. Welche Lehren würde sie daraus ziehen? In der Familie Timm ging das Leben scheinbar

unberührt weiter. Hans studierte Jura in Greifswald. Marianne besuchte das Lehrerseminar in Stettin. Sie schloss sich der Jugendbewegung an und war viel mit ihren Freundinnen vom »Wandervogel« unterwegs. Gertrud und Bruno waren nun meist allein. Der große Kummer verband sie wieder so innig wie zuvor.

Fast ein gesamter Jahrgang junger Männer war gefallen. Viele Familien hatten Vater oder Söhne verloren. Die Timms aber hatten eine Tochter, die erst einmal in die bessere Gesellschaft eingeführt und dann an den Mann gebracht werden musste. Was das betraf, zeigte sich Marianne jedoch ziemlich störrisch. Nur das Tennisspielen, das die ganze Familie vor Ullis Tod so gern betrieben hatte, nahm sie mit ihren Freundinnen kurz wieder auf, bis eines Tages die Polizei bei den Eltern erschien. Nicht nur Marianne, auch die anderen Mädchen wurden als Zeuginnen geladen, denn ein

Exhibitionist hatte sich auf den Tennisplätzen herumgetrieben. Die Mädchen aber hatten, vorgeblich, nichts gesehen, konnten also nichts zur Aufklärung des Verbrechens beitragen … Natürlich hatten sie diese Untat mitbekommen, sich aber nichts dabei gedacht und nur gelacht und mit ihren Bällen nach dem Glied des Mannes gezielt, das er durch den Zaun steckte. Einzeln auf der Wache befragt, schwieg jede eisern und schämte sich kaum. So verderbt war inzwischen die Jugend, besonders die weibliche! Die engen Korseletts hatten sie abgelegt und trugen weite helle ›Reformkleider‹ und flache Schuhe. Eben noch pflegten sie die Zöpfe zu zwei Schnecken über den Ohren hochzustecken, bis auch das dem neuen Trend zum Opfer fiel: Da schnitten diese jungen modernen Frauen ihre Zöpfe ab und trugen ›Bubikopf‹.

Mariannes beste Freundin Grete konnte sehr schön Geige spielen, und einen Sommer wan-

derten die beiden jungen Frauen, fast ganz ohne Geld, von Stettin bis Stralsund, immer die Küste entlang. Den Bauern und Fischern sangen sie Volkslieder vor und Grete spielte dazu. Sie waren überall gern gesehen. In den Abendstunden freuten sich die Dorfbewohner über die Abwechslung. Sie sangen mit, klatschten und tanzten. Zum Essen brauchten die Mädchen wenig, zudem bekamen sie es geschenkt oder fanden etwas auf den Feldern. Schlafen konnten sie in den Scheunen. Nur ein einziges Mal wurde ihnen mulmig. Sie verständigten sich heimlich, und während Grete sang und spielte, packte Marianne unauffällig ihre Rucksäcke. Einige junge Männer hatten viel gebechert, wurden immer lustiger und anzüglicher und gaben sich heimlich Zeichen. Da packten die Mädchen ihre Sachen und verschwanden mit freundlichem »Lebt wohl!« wie die Wiesel in der dunklen Nacht. Die Zuhörer und Zuhörerinnen waren so verdutzt,

dass ihnen niemand folgte. Ein langes Stück liefen die beiden durch unbekanntes Gelände, bis sie sich trauten, in einem Waldstück zu nächtigen. Aber Angst hatten sie angeblich nie empfunden und ihre Wanderung am nächsten Tag ohne weitere ähnliche Zwischenfälle fortgesetzt. Das war allerdings ihr einziges Abenteuer zu zweit, denn im Allgemeinen gingen sie mit einer größeren Wandervogel-Gruppe auf Tour, darunter durchaus nicht immer nur Mädchen.

Ganz unter sich waren die jungen Frauen nur in der LohelandGymnastikgruppe in Stettin. Diese tänzerische Gymnastik war etwas Neues. Eine Frau mit Ausstrahlung hatte eine Schar junger Frauen um sich gesammelt, um ihnen dieses neue Körpergefühl, verbunden mit Natürlichkeit und Gesundheitsbewusstsein, zu vermitteln. Es gehörte zur Lebensreformbewegung, die in der Nachkriegszeit als Gegengewicht gegen die verknöcherten alten

patriarchalen Lebensformen entstanden war. Das besondere Gemeinschaftserlebnis in der Frauengruppe wirkte befreiend. Die jungen Frauen turnten nackt, um ihren eigenen Körper und den der anderen bewusster wahrzunehmen. An den ungewohnten Anblick der so offen dargebotenen weiblichen Anatomie gewöhnten sie sich schnell und dachten sich nichts mehr dabei. »Dem Reinen ist alles rein.«

Das Geschehen in der großen Turnhalle blieb natürlich nicht ganz unbeachtet, und es kursierten Gerüchte, die besonders die männliche Fantasie anregten. Junge Burschen erklommen das Dach der Turnhalle, um durch die schmalen Dachfenster entlang des Dachfirstes auf die Nackten herab zu spähen, konnten aber wirklich kaum etwas erkennen. Ältere Männer allerdings, wie zum Beispiel Mariannes Vater, verstanden den ideellen Hintergrund nicht: »Komm mir ja nicht nach Hause mit

einem Kind, von dem du nicht weißt, von wem!«

Selbstverständlich belächelte der große Bruder die Aktivitäten seiner kleinen Schwester. Immerhin war sie sechs Jahre jünger als er, und die beiden Brüder waren sich immer ihrer Wichtigkeit als Beschützer bewusst gewesen. Das engte manchmal sehr ein, war im Allgemeinen jedoch angenehm. Marianne rebellierte nur einmal gegen die brüderliche Bevormundung und Überforderung, weil sie nicht länger das Opfer sein wollte, an dem sie ihre miesen ersten schulischen Erfahrungen abreagierten. Im Grunde verlief jetzt, in der Nachkriegszeit, die Entwicklung der beiden Geschwister ähnlich, wenn auch Hans schon mehr Erfahrungen gemacht hatte und daher mehr Durchblick besaß. Er hatte seinen Militärdienst als einfacher Soldat in Ostpreußen und im Baltikum verbracht und bei der Gelegenheit eine Menschenkenntnis erworben, die

er später gut gebrauchen konnte. Er fand Freunde unter einfachen Menschen, mit denen gemeinsam er gegen Missstände oder Ungerechtigkeiten anging, die ihn empörten.

Ein schönes Beispiel ist sein Einsatz für die Kettenhunde. In diesen ländlichen Gegenden war es grundsätzlich üblich, Hofhunde an die Kette zu legen. Erst wurden die niedlichen jungen Hunde freundlich von der Familie ins Haus genommen, gestreichelt und liebkost, danach aber sollten sie gefährlich und böse werden. So ein Hund jaulte und winselte monatelang an der Kette vor seiner Hütte. Niemand durfte mehr zu ihm, niemand mit ihm reden. Es dauerte lange, je nach Charakterstärke, bis so einem Wesen das seelische Rückgrat gebrochen war. Dann fraß das Tier zwar wieder, war aber nun völlig verändert, bissig und böse geworden. Jetzt bellte es wütend jeden Fremden an und konnte doch, abgesehen von dieser Meldetätigkeit, nieman-

den mehr beschützen. Hans hatte jetzt eine Mission. Oft zu zweit oder zu dritt zogen sie von Hof zu Hof, von Haus zu Haus und versuchten wenigstens die jungen Hunde zu retten, deren Martyrium gerade erst begann. Sie redeten mit den Leuten, erklärten die biologischen Zusammenhänge, brachten Beispiele von erfolgreichen glücklichen Beziehungen zwischen Mensch und Hund, wurden eigentlich aber immer nur belächelt. Schon erstaunlich, dass Hans damals nicht resignierte. Ganz im Gegenteil bestärkte es ihn in seinem Anspruch, dass die Welt verbessert werden müsse. Jedenfalls ließen ihn diese Erlebnisse nicht mehr los.

Als Student lernte er dann die Doppelmoral seiner Standesgenossen kennen und fand ein weiteres Gebiet, auf dem er sich engagieren konnte. Er studierte Jura und stellte sich vor, eines Tages Anwalt der kleinen Leute zu sein. Rigoros brach er selbst mit seinem besten

Freund, als der ein Mädchen verließ, weil er, aus besserem Hause stammend, doch nur eine Jungfrau heiraten könne. Die junge Frau hatte sich ihm aus Liebe hingegeben. Zu Hause bei seinem Vater fand Hans jetzt politische Flugschriften und kritische Literatur vor, die ihm halfen, sein Weltbild zu erweitern. Intensiver befasste er sich nun mit den Idealen der Französischen Revolution und der Aufklärung. Seine politischen Vorbilder wurden Kurt Tucholsky, Karl von Ossietzky und Maximilian Harden, den Bruno Timm persönlich gut kannte und als seinen Schüler bezeichnete. In der Familie wurden nicht nur alte und neue soziale Ideen ausgiebig diskutiert, mit denen man sich zuvor kaum beschäftigt hatte, sondern auch zeitgenössische Naturwissenschaft und Philosophie. Bruno, schon immer bibliophil, erhielt von seinem Freund, einem Buchhändler, angeblich jede Neuerscheinung. Mit Lesen kam er nicht immer nach und selbst

seine Enkelin fand in der riesigen nachgelassenen Bibliothek noch manches nicht aufgeschnittene Werk. Mir als Kind machte, langweilte ich mich, in erster Linie das Aufschneiden der Buchseiten Spaß, zum Lesen war mir der Inhalt noch zu schwierig.

Die Politisierung der Familie begann mit Ullis Tod. Nun hinterfragten und bezweifelten sie erstmals jede Weltanschauung. In einem ersten Schritt traten sie noch während des Krieges geschlossen aus der Kirche aus. Mit Priestern, die auf beiden Seiten die Waffen segneten, wollten sie nichts mehr zu tun haben! Ihre alten Freunde und Freundinnen verließen sie, oder aber diese machten ebenfalls eine geistige Umstellung durch. Ihr Freundeskreis verringerte sich bald, gestaltete sich aber interessanter. Jene, denen sie die Freundschaft gekündigt hatten, prangerten sie als Kommunisten an. Ein Vorwurf, der zweifelsfrei nicht zutraf. Sie waren auf der Suche und noch

nicht festgelegt. Es war aber wohl kein Zufall, dass Bruno auf dem Höhepunkt der antisemitischen Hetze gegen den Publizisten und Pazifisten Maximilian Harden eines späten Abends überfallen und niedergeschlagen wurde. Der Täter, den er nicht erkannte, rief laut: »Timm, Sie Kommunist!«

Gleich nach dem Krieg besuchten Vater und Sohn gemeinsam politische Vorträge, für die meist Redner aus dem nahe gelegenen Berlin anreisten. Eines Tages lud sie der Vater von Hans' Freundin Jenny, Kapellmeister Rettich, zu einem Vortrag vor einer kleinen Gruppe sehr engagierter Menschen ein. Professor Polenske aus Berlin referierte über eine natürliche Wirtschaftsordnung und bezog sich auf ein Buch, das seit Kurzem erschienen war: »Die Natürliche Wirtschaftsordnung durch Freiland und Freigeld« von Silvio Gesell. Bruno und Hans waren fasziniert, studierten

das Buch und nahmen von da an regelmäßig an den Treffen dieser Gruppe teil.

Rettich war Synagogensänger und muss eine wunderschöne Stimme gehabt haben. Seinetwegen besuchte die ganze Familie erstmals einen jüdischen Gottesdienst. Jenny Rettich wurde die Jugendliebe von Hans. Sie besuchte ihn oft dann, wenn seine Eltern außer Haus waren. Die jedoch waren immer noch unheimlich naiv. Einmal erwischten sie das junge Paar, wie es sich an der Tür verabschiedete. »Hast du gehört, Trudchen?«, fragte der alte Timm seine Frau, »*du* hat er zu ihr gesagt!« Hans bemühte sich, seinen Vater an die neue Freizügigkeit heranzuführen. Sie diskutierten stundenlang über alte Moralvorstellungen und neue psychologische Erkenntnisse. Hans versuchte seinem Vater die Psychoanalyse nach Sigmund Freud nahezubringen und glaubte auch manchmal Erfolg damit zu haben. Dann wieder musste er erleben, dass sein

Vater in das alte Denken verfiel, ihn zum Beispiel einmal unvermittelt fragte: »Onanierst du eigentlich?« Und auf Hans' unbekümmerte Antwort »Selbstverständlich!« ausrief: »Du Schwein!« Nun wusste Hans wenigstens, wo bei seinem Vater unter anderem die Gründe für Depressionen und Schuldgefühle zu suchen waren, die ihm den Schlaf raubten und ihn arbeitsunfähig machten. Rettich, im gleichen Alter wie Bruno, wurde zum besten Freund der Familie und unterstützte die Bemühungen von Hans. Sein Einfluss wirkte sich offensichtlich positiv auf den Kranken und die ganze Familie aus. Aufklärung und sexuelle Befreiung übernahm Rettich natürlich auch liebend gern für sich selbst. Mit seiner männlich schönen Stimme war es ihm ein Leichtes, in einen zweiten Frühling zu starten. Marianne erinnerte sich gern an ihn.

Jenny starb jung. Schon bevor Hans endgültig nach Berlin übersiedelte, zeigte sie Anzei-

chen einer psychischen Erkrankung. Sie verbrachte vorübergehend einige Zeit in einer Anstalt. Ihr Tod kam plötzlich und blieb ungeklärt. In einem Anflug von Rassismus meinte ihr Vater, Jennys Krankheit habe damit zusammengehangen, dass ihre Mutter keine geborene Jüdin gewesen sei. Vater Rettich starb etwas später, kurz bevor die umfangreiche staatliche Judenverfolgung einsetzte.

Bruno war nun also nicht mehr im Schuldienst. Diese vielen kleinen Jungen, die alle gleich aussahen, machten ihn verrückt. Er saß zu Hause herum, konnte sich aber kaum selbst beschäftigen. »Manisch depressiv und selbstmordgefährdet« lautete die ärztliche Diagnose. Obwohl man ihm über Tag gar nichts anmerkte und er sogar ein guter Gesellschafter war, sollten seine Angehörigen ihn nie allein lassen. So machte er seiner Frau Gertrud das Leben schwer, und auch der Sohn,

der jetzt seine Prüfung zum Assessor vorbereitete, empfand ihn als Last.

Einzig Marianne konnte der familiären Bedrückung entfliehen. Sie hatte ihre Lehrerinnenausbildung beendet und eine Hauslehrerstelle im tiefsten Hinterpommern angenommen. Dort sollte sie den lerngestörten zehnjährigen Sohn eines reichen Großgrundbesitzers unterrichten. Dieser Junge hatte eine Rechenschwäche. Er konnte einfach nicht über den Zehner rechnen. Marianne erprobte nicht nur erfolgreich an ihm ihr pädagogisches Geschick, sondern fand auch Spaß daran, sich um die vernachlässigte Dorfjugend zu kümmern. Die Arbeiter des Gutsherrn wohnten allesamt in einem Dorf und hatten von ihm ein Stück Land zur Eigennutzung zugeteilt bekommen, lebten aber sonst noch in völlig feudalen Verhältnissen. Der Lehrer der einklassigen Dorfschule war dorthin strafversetzt worden. Ein schwer alkoholkranker Mann.

Dessen ungeachtet lernten die Mädchen und Jungen in den wenigen Schulstunden einigermaßen lesen und rechnen. Die Kinderarbeit war erträglich, und so blieben sie verhältnismäßig oft sich selbst überlassen. Von Marianne lernten sie nun all die vielen Kinder- und Lernspiele, die sie in ihrer eigenen Kindheit gespielt und im Lauf ihrer Ausbildung – die auch schon Richtlinien der modernen Reformpädagogik beinhaltete – gelernt hatte. *Frolein, speelen wir wieder?* Mit dieser Frage in pommerschem Platt warteten die Dorfkinder schon am Nachmittag auf sie. Marianne war in ihrem Element und glücklich, wohl auch, weil sie für die jüngeren Männer des Gutes und des dazugehörigen Dorfes eine Attraktion darstellte und entsprechend verwöhnt wurde. Ein Telegramm von zu Hause riss sie jäh aus dieser Idylle.

Hans befasste sich intensiv mit der »Natürlichen Wirtschaftsordnung« nach Gesell, auch

»Freiwirtschaft« genannt, und ihrem ideengeschichtlichen Hintergrund. Hans und Bruno wurden Mitglieder der Gruppe von Gesell-Anhängern in Stettin. Hans konnte bald wie kein anderer die bestehenden Verhältnisse analysieren und im Zusammenhang damit die neue Theorie erklären. Als einmal der angekündigte Referent von außerhalb Stettins kurzfristig ausfiel, waren alle einig, wer denselben vertreten könne. Er »schwitzte zwar Blut und Wasser« vor Aufregung, überwand dann aber alle Ängste und verstand es, Zuhörerinnen und Zuhörer in seinen Bann zu ziehen. Unübersehbar hatte er sich nicht nur ein ausgezeichnetes ökonomisches Fachwissen angeeignet, sondern sich auch zu einem sehr guten und charismatischen Redner entwickelt. Sein Ruf drang bis zu Gesell nach Berlin. Sie korrespondierten miteinander. Ob Hans schon damals ein erstes Mal Silvio Gesell in Berlin besuchte, weiß ich nicht. Als er aber später in

großer Verzweiflung nicht mehr weiter wusste und Gesell ihn einlud, nach Berlin umzuziehen und für ihn zu arbeiten, willigte er ein.

In Stettin hatte Hans versucht, sich trotz der Erkrankung des Vaters in Ruhe auf die Prüfung vorzubereiten. Die Gesellschaft seiner Frau war Bruno weniger wichtig als das intensive Gespräch oder eine Auseinandersetzung mit dem Sohn. Schuld- und Beschmutzungswahn trieben ihn um, und inzwischen plagte ihn die Angst vor Gottes Zorn. Mutter und Sohn bemühten sich redlich, dem alten Herrn zu helfen, aber heilbar schien dessen Wahn nicht zu sein. Nur ein einziges Mal, die Mutter war ausgegangen, verlor Hans die Geduld: »Lass mich doch bitte in Ruhe lernen!« Beleidigt zog Bruno sich zurück. Als Hans nach einer Weile ein eigenartiges Gefühl beschlich, ging er den Vater suchen und fand ihn im elterlichen Schlafzimmer – erhängt am oberen Fensterkreuz. In Panik schnitt Hans

sofort die Schnur durch. Der schwere Körper sackte zu Boden. Es war zu spät.

Mit Mühe überstanden sie die Trauerfeierlichkeiten. Lang lag der Tote vor der Beerdigung noch im Ehebett, denn die Leiche wurde von der Polizei nicht ohne Weiteres freigegeben. Recht belastend für die drei Angehörigen war es, die Zeichen des Verfalls am Körper ihres Vaters wahrzunehmen. Die Umstände von Brunos Tod versuchten die Kinder Freunden und Verwandten zu verheimlichen. Auch der Herr Pfarrer kreuzte immer wieder auf, und es kam heraus, dass das Ehepaar Timm kurz zuvor wieder in die Kirche eingetreten war. »Wenigstens ihm müssen wir doch die Wahrheit sagen«, insistierte Gertrud. Hans und Marianne ließen sie daher nicht aus den Augen, wenn der Geistliche bei einem seiner Besuche wieder einmal wissen wollte, warum der Herr Gemahl, der doch so völlig gesund gewirkt habe, denn so plötzlich verstorben sei.

»Willst du vielleicht, dass er am Grab unseres Vaters von Sünde und Strafe predigt?«, fragten sie ihre Mutter. Nein, das wollte sie nun wirklich nicht. Natürlich machte sich Hans die schlimmsten Vorwürfe, aber die größere Schuld gab er seiner Mutter, die in seinen Augen mit ihrer Lustfeindlichkeit die Krankheit des Vaters mit verursacht hatte. Er hat ihr nie verziehen.

Als kurz darauf die Einladung von Silvio Gesell kam, sagte Hans sofort zu. Das war im Jahr 1923, auf dem Höhepunkt der großen Inflation. Für Lehrer in Deutschland bestand wieder Einstellungsstopp. Marianne bekam wenigstens eine Anstellung bei einer Stettiner Bank. Einige Zeit später folgte sie ihrem Bruder nach Berlin, weil er ihre Hilfe in seinem neu gegründeten Verlag benötigte. Sie ließen ihre Mutter allein zurück in der großen Wohnung, eine traurige Frau mit schönen Erinnerungen. Sie musste jetzt lernen, mit der Ein-

samkeit umzugehen. Selten kamen ihre Kinder zu Besuch. Einmal erwartete sie diese zu ihrem Geburtstag. Wahrscheinlich hatten sie den Besuch sogar versprochen und dann wieder vergessen, weil so viel anderes, Interessanteres anlag, denn sie stürzten sich mit aller Kraft und allen Sinnen in das Leben der »Goldenen Zwanziger« in Berlin. Gertrud wartete vergeblich, aß ihren Kuchen schließlich allein und hoffte weiter, doch nicht ganz vergessen zu sein.

Die »Letzte Politik«: Berlin – Erfurt – Leipzig

Gesell überzeugte Hans, sein Studium endgültig zu schmeißen und ausschließlich für ihn zu arbeiten. Gemeinsam gründeten sie eine Wochenzeitung, und Gesell finanzierte Hans sogar einen eigenen Verlag, den »Stirnverlag Hans Timm«. Der Name sollte zum Ausdruck bringen, dass es ein Verlag für Denker von Denkern, für all jene, die mit dem Kopf arbeiteten, werden sollte. Hans redigierte die Zeitung, gab freiwirtschaftliche Schriften und Bücher heraus, hielt Vorträge und schrieb Artikel für die »Freiwirtschaft«, die er mit *HaTi* zeichnete. Von jetzt ab war er für Freund und Feind nur noch der Hati. Wer den Namen »Die letzte Politik« für die neue Wochenzeitung erfand, ist nicht direkt überliefert. Der Titel ging auf jeden Fall auf Gesell zurück, denn wenn erst einmal seine Freiwirt-

schaft eingeführt wäre, regierte man ohne Interessenpolitik. In seiner Schrift: »Der abgebaute Staat« schildert Gesell, dass dann in erster Linie Frauen und Mütter die Verwaltung des Landes übernehmen würden.

Wer war eigentlich dieser Silvio Gesell, dessen Einstellung zu Frauen so offensichtlich vom gängigen alten Frauenbild abwich, aber längst nicht dem Bild der modernen Vorkämpferinnen für Frauenemanzipation entsprach?

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.

www.aavaa-verlag.com